

# Die Zeitungszeit

Nr. 25

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Der Träumer.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Schluß)

Der Kantor erhob sich mit der langen, qualmenden Pfeife aus seiner Mittagsruhe und meinte ebenfalls: „Na, mein Jüngling, hat die Vernunft doch geliegt?“

„Meine nicht, Herr Kantor.“

„Wessen denn?“

„Klein-Wiezing.“

„Ja, das hätte ich mir natürlich denken können.“

Und als Martin ihre Anregungen vorgebracht hatte, bohrte Bagel ihm das Mundstück der Pfeife auf die Brust: „Da hast Du es nun, Du dreimal gedoppelter Schafskopf. Und so ein prachtvolles, gezeichnetes Wädel versichert Du Dir!“

„Sie meinen also . . .?“

„Recht hat sie, natürlich! Du warst schon als Junge mein bester Geigenpieler. Nur: so leicht wie Wiezing es sich denkt, wird es nicht gehen. Aber wenn Du mit Lust und Liebe darangehst . . .“

„Nur den Anfang, Herr Bagel, den Anfang. Wie fangen wir's an?“

„Wir? Natürlich: wir. Ich gehöre mit zu den Kapellern und schlage die Trommel. Die Violoncellen nämlich. Aber der Leuter soll Dich holen, wenn Du es wieder so machst wie als Vorkchreiber.“

„Ganz gewiß nicht.“

„Schön. Ich erenne mich also zu Deinem Impresario und ichanze Dir sämtliche Kindtaufen, Hochzeiten, Beerdigungen . . . nein, die nicht. Noch nicht. Wenn Du eine Kapelle hast, dann ja. Dann sollst Du auch die Musikleichen haben. Oh, Du wirst Dich famos machen vor dem schwarzen Wagen. Du bist der geborene Leichenwagen-Kapellmeister. Dein ganzes Gesicht ist darauf zugeschnitten, Deine ganze Verfassung. Dir fehlt bloß ein neuer Zylinderhut. Vielleicht finde ich noch einen alten, den man aufbügeln kann.“

„Sie haben ja einen viel größeren Kopf als ich.“ Martin lachte.

„Dir ist nichts recht zu machen. Meine Tacken sind Dir zu klein, meine Hüte zu groß.“

„Nebriens wirst Du Dir dann selbst eine Behauptung fangen können.“

So schwatze der Alte in glücklicher Anregung, und sie sprachen alles von Anfang bis Ende dreimal durch.

Die Ersparnisse des Kantors, sein stets bereiter Rat und seine unermüdete Empfehlung

des neuen Unternehmens halfen über die ersten Schwierigkeiten hinweg. Als der Winter zu Ende ging, hatte sich schon ein Quartett zusammengefunden, das auf Teilmusik spielte, und in Könnelsbagen und Umgegend viel begehrt wurde.

Der folgende Sommer brachte einen kleinen Rückgang der Geschäfte. Martin überließ sie ganz seinen Kollegen und trat für einige Monate in die Kapelle einer größeren Provinzialstadt ein. Im Winter kam er zurück und brachte zwei Mann mit. Mit zwei Lehrlingen war es nun ein Doppelpartett, das die winterlichen Festlichkeiten verschönte und an einigen freien Sonntagen Konzerte veranstaltete. Mit nachfolgendem „Danzkränzchen“; denn sonst wären die Könnelsbager nicht gekommen.

Klein-Wiezing kam auch jetzt nicht, trotz dem er gerade sie erwartete.

Aber Ul-Mariefen blieb unverwundlich. Daß ihre Tochter um Martins willen damals die Kirche verläßt, hatte ihre Abneigung gegen ihn noch verstärkt, und infolge der scharfen Auseinandersetzung von Mutter und Tochter war auch zu diesen beiden etwas Fremdes und Kaltes gekommen.

Als Frau Schlüßle die neue Lücke in der Sekte entdeckte, die Klein-Wiezing an jenem Sonntagmorgen mit dem Peil geschaffen, sagte sie nichts weiter. Aber sie gab ihrer Meinung dadurch einen zweifelsfreien Ausdruck, daß sie die ganze Sekte entlang Pfähle einrannte und mehrere Reihen Stachelndraht zog.

Sie hielt es nun überhaupt nicht mehr mit Worten, sondern mit Taten. Die jungen Leute sprachen zuweilen miteinander über Sekte und Stachelndraht hinweg. Martin, nun ganz von Arbeitsfreudigkeit erfüllt, fragte immer wieder: „Wo wäre ich jetzt ohne Dich, Marie?“

„Ach, laß doch, Martin, ich freue mich ja am meisten.“

Sie kamen nicht weit in ihren Gesprächen; denn Ul-Mariefen schoß aus dem Hause hervor wie ein Habicht, der auf eine Taube stößt, packte ihre Tochter an den Armen und transportierte sie mit unbegrenzter Energie in den sicheren Bereich der Küche. Was sie dabei so nebenher an Wortgeschossen über die Sekte schickte, war nicht weniger spitz als Dornen und Stachelndraht. Sie versicherte Martin immer wieder, daß sie gar nicht daran denke, ihre Tochter an solchen „verjopenen Fiedelsfragen“ wegzuverwerfen. Später, als Martin das Wald-

hornblasen erlernt hatte, kam noch ein „küngri-ger Lungenpuffer“ hinzu. Er schüttelte es leicht ab und geriet nur in Zorn, wenn sie rief: „Gah doch tau dien Berliner Peil!“ . . . Ja, das war es vor allem, was sie ihm nicht verzeihen konnte. Er wählte es wohl . . .

Im zweiten Frühling, als das Doppelpartett einen Winter hindurch beirammen war, erinnerte sich Martin an Marias Geburtstag, der in den Mai fiel. Er nahm sich vor, diesen Tag zu feiern, um seiner großen Dankbarkeit der Freundin gegenüber Ausdruck zu geben. Ein großes Ueben hob an.

Als der große Tag gekommen war und die Morgennebel noch mit der heranziehenden Sonne kämpften, rauden sich, vorsichtig wie heimliche Verbrecher über den Straßenzug flatternd, die acht Musikanten unter Klein-Wiezings Fenster ein. In der Linken hielt Martin einen Blumenstrauß, in der Rechten den Taktstock.

Ein Zerkben und es Haupt gedündelt in den Maren:

„Dies ist der Tag der Herrn . . .“

Wenige Sekunden später ging das Fenster auf und Marias Gesicht erschien im Rahmen glühend wie die Sonne hinter den Nebeln.

Martin gab ihr den Strauß; das Fenster lag so niedrig, daß sie einander die Hände reichen konnten, wenn sie sich ein wenig hinabboas.

Hier wären die Musiker fast aus dem Tempo gekommen; denn der Dirigent vergaß das Taktieren, weil er ganz verzückt in die kleine Morgensonne da vor ihm starrte. Mit der Linken hielt Klein-Wiezing das Nachtgewand über der Brust zusammen; in der Rechten stak der Blumenstrauß, und trotzdem bemühte diese Hand sich immer von neuem, das hellblonde Haar zurückzutreiben, das ihr über den gebräunten Hals und die glühenden Wangen fiel.

Sagen konnte sie nichts. Nur lächeln, ganz glückselig lächeln.

Dem feierlichen Stück sollte ein heiteres Lied folgen. Die ersten Töne erhoben sich, da . . .

„Willt ji verdenbelten Lungenpuffers machen, dat ji von mien Grundstück kamt!“

Ul-Mariefen stürzte um die Ecke, einen gewaltigen Strandbeisen in der Hand.

\*) Frau.



„Mudding!“ Klein-Wiezing schrie ver zweifelt auf. „Mudding! Oh, Mudding, was bist Du schlecht!“

Frau Schlubse lehrte sich nicht an die Einwände ihrer Tochter, sondern ließ den Wesen spielen, bis der letzte der Musikanten den Weg über den Baum gefunden hatte.

Aber jenseits der Hecke, in Martins Garten, sammelten sie sich wieder und setzten das Kländchen mit erhöhtem Eifer fort. Old-Marielen mußte sich nun damit begnügen, ihrem Zorn in Worten Luft zu machen. Das tat sie denn auch in ausgiebigem Maße, aber schließlich streckte sie in diesem Kampf der Töne doch die Waffen und zog sich grollend zurück. Klein-Wiezing aber gewann ihr Lächeln wieder, als sie in die heiteren, wenn auch zum Teil zerschrammten Gesichter der Musikanten blickte.

Am Nachmittage waren alle Nebel der strahlenden Maijonne gewichen, die über die blühenden Obstbäume hinstreifte und sich in allen Fenstern und Augen spiegelte.

Martin stak voller Lustigkeit und Hebermut und meinte, heute oder nie müsse der Kampf zwischen ihm und Old-Marielen endgültig ausgetroffen werden.

Als Klein-Wiezings Geburtstagsgäste in ihrer Laube am Kaffeetisch saßen, wurden die Feindseligkeiten von neuem eröffnet.

Martin bewirtete, nicht weit von der Laube, doch in seinem Garten, die Musikanten und hatte alle jungen Burschen und wer sonst Lust hatte, zu sich eingeladen. Klaus Langhorn sah auch da.

Diesseits und jenseits der Hecke herrschte ungebundene Fröhlichkeit; das Reden und Lachen, das Lächeln und Lachen wollte kein Ende nehmen. Nur Old-Marielen saß schweigsam vor ihrer Tasse und fühlte die Verlassenheit des Alters, dem die Jugend den Krieg erklärt hat.

Was mühte aller Stachelbraut?

Die unermüdete Musik machte nicht Halt davor, und die Scherzworte der Burschen und Mädchen ebensowenig wie Klaus Langhorns tiefsinnige Sentenzen, die sich hauptsächlich gegen Frau Schlubse richteten. Denn, wenn sie die Mutter Mariens war, so fühlte sich Klaus gewissermaßen als Vater Martins oder doch als dessen Vormund, der auf dieser Seite der Hecke die überlegende Weisheit des Alters zu repräsentieren hatte. Nur daß diese in einer anderen Erkenntnis gipfelte: „Wat müht uns das Schimpfen und Klauken“, Old-Marielen? Dei Bönne blüht alle Rohr. Und blüht immer wedder, ob jon' ole drögen Plummern als wi dat hebben wöllt oder nich.“

„Dat segg mal tou Dien Olsch, Klaus Langhorn.“

„Nee, dat dan id nich. Dei fohrt mi mit'n Bessen in'r Gesicht.“

Als die Feierlichkeit im besten Gange war, holte Martin den Wein, der aus seinen bösen Tagen übrig geblieben war. Und als Old-Marielen einmal im Hause verschwand, füllte er die Gläser und reichte auch Marie eins durch die Hecke: „Nun müht Du mit uns anstoßen, Klein-Wiezing. Oder darf ich jetzt nicht mehr Klein-Wiezing sagen? Du wirst ja neunzehn heute.“

„Du kannst sagen, was Dir gefällt, Martin.“ Ein leuchtender Blick traf ihn.

Darauf ergriff Martin den Dirigentenstab, klopfte auf den Tisch und sagte: „Klein-Wiezing ist das beste und tüchtigste Mädchen, das ich kenne. Wenn ich heute noch ein lebendiger Mensch bin und kein Lump und Schnapenbruder, so ist das De i n Verdienst, Marie. Und ich will es hier vor allen Leuten sagen: Ich werde Dir nie vergessen, was Du an mir getan hast. Darauf erhebe ich mein

Glas und rufe aus ganzem Herzen: Das Geburtstagskind, es lebe — vivat hoch, hoch, hoch!“

Die Musikanten bliesen einen kräftigen Tusch. Und ein paar Duzend Gläser erhoben sich über die Hecke und stießen miteinander an. Marie versuchte vergeblich, ein Wort des Dankes herbeizubringen. Sie lächelte nur, und große, helle Tropfen rannen ihr über die glühenden Wangen. Eine Träne kugelte in das Glas, aber Klein-Wiezing sah es nicht und trauft sie mit.

Inzwischen eilte Old-Marielen aus dem Hause herbei, riß ihrer Tochter das Glas aus der Hand, warf es über die Hecke und sagte mit bebenden Lippen: „Id lied' dat nich! Ein jör allemal: id lied' dat nich!“

Sie verstummte vor dem erschrocken, zornigen Miel Mariens.

„Mudding! Mudding! Du häst 'n Hart“, dat is so kold as Is.“

Und Klaus Langhorns Stimme verkündete von drüben: „Dat segg id immer: wenn sei jung sünd, denn sünd dat Engel und bewt 'n Hart, so weit“, ach, so weit as Vodder“, aber mit dei Tied“) ward ut de Vodder Käs, und wenn sei old sünd, bewt 's 'n richtigem Stein käs in dei Post“) tau sitten.“

Darauf gab es wohl eine gelinde Steilerkeit, aber die allgemeine Verstimmung blieb. Deshalb gab Martin seiner Kapelle ein Zeichen, und nun wechselten heitere Lieder und Tänze miteinander ab, bis die alte Fröhlichkeit hergestellt war. Jenseits der Hecke tanzten die Mädchen, diesseits die Burschen.

„Wöllt wi ol 'n Schottischen ristieren, Old-Marielen?“ fragte Klaus.

„Hol Dien Mul, Hansnarr.“

Klaus schüttelte den Kopf. „Tähr“) häst nich mehr, lütt“) biß of man, aber bieten“) kannst als 'n groten Schäperhund. Tau düsse Swiegermutter kann 't Di gratulieren, Martin.“

Old-Marielen lachte böhnisch: „Dat glänv Du man: id säuf“) mi 'n annern Swiegerlöhn ut as so'n verhungerten Lungenpuffer.“

„Id weit“) nich, Marielena . . .“ Klaus sah nachdenklich zum Mond empor, der eben über dem Nachbarhause emporstieg: „Miel. Dor steht de Wahn“). Dat is 'n olen, klanken Kirl, dei all veel, veel mehr sehn“) häst als wi beid tausamen. Frag em mal. Sei ward di seggen: dat Utänken“), dat besorgt meist dei litten Döchtings ganz allein.“

Es wurde dunkel. Zanner heller trat der Mond hervor. Martin nahm sein Waldhorn und stellte sich hinter ein entferntes Gebüsch. „Guter Mond, du gehst so stille . . .“

Während die Burschen und Mädchen in den Gärten auf und ab promenierten und das Solo langgezogen und sentimental durch den Abend hallte, rufte Old-Marielen unruhig auf ihrer Bank umher, bis sie in einer dunklen Ecke der Laube unsichtbar wurde.

Klaus Langhorn bemerkte es und flüsterte den Musikanten zu: „Mehr Gesäuhl“) . . . mehr Gesäuhl . . .!“

Schon begannen die Hunde in der Nachbarschaft mitzuwirken.

Klaus Langhorn biß einen Priem ab: „Wi ward ganz weikmändig“).“ Dann ging er schnell zu Martin und flüsterte: „Nu is dat Lied“)!“

Das Solo brach ab, und die Musikanten stellten sich wie auf Verabredung so dicht an der Laube auf, wie die Hecke es gestattete. Aus dem Soloblöser wurde ein Solosänger, der unter Begleitung der Musikinstrumente nun seine erste Komposition zum besten gab:

1) Leide; 2) Herz; 3) Eis; 4) weich; 5) Mutter; 6) Zeit; 7) Brust; 8) Zähne; 9) klein; 10) heißen; 11) fuche; 12) weiß; 13) Mond; 14) gesehen; 15) Musfuchen; 16) Gefühl; 17) wechmütig; 18) Zeit.

Zwischen di und mi  
Steht eine hoge Heck,  
Und dei bringt wi nie  
Von ehren olen Fleck.  
Ward dei Heck ol grän,  
Wag dei Heck ol bläuhn —  
Du stehst dor — und id stah hier.

Lach mi nich so an  
Mit dien jung Gesicht,  
Denn dien Mudding, Müd,  
Sich, dei lied't dat nich.  
Stummst du doch tau mi,  
Miel“) dei Turnen“) di  
Bliew“) du dor — und id bliew hier.

Old-Marielen zog sich wie eine Stabe zusammen und drückte sich noch tiefer in die dunkle Ecke. Martin sang nun mit besonderer Betonung die dritte Strophe, die ihm erst in den letzten Tagen in den Sinn gekommen war:

Segg du dröh“) und old  
Wie dien Mudding is,  
Und so hart und kold,  
Seggst du di gewiß:  
Kleine grote Veih“)“  
Zucht em böjen Teem“)“  
Und dat ist mien Mudding, Mudding . . .

„Nee, Marie, nee!“ Dat will id ja in Dat will id ja nich!“ Old-Marielen ta schließend aus der dunklen Ecke hervor und ergrüßte ihre Tochter. „Wenn Du em hebb wöllt, den olen Nidelstrizen, denn mientwege Aber segg em, bei sall mit sien Musik opbüren dei mall mi rein tau schauen.“

„Dor häst sei recht,“ sagte Klaus Langhorn, „dat kann dei rüstigste Mann nich u hollen, wann bei nich 'n Priem ünner d Lung“) häst.“

Martin war nach dem Stall geeilt und kam nun mit einer Art und einer großen Reißzahn zurück: „Zoll ich, Mudding Schlubse?“

Sie winkte nur resigniert. Und dann ruder Stachelbraut, und es fielen die Pfäh und

„Nu ward dat 'ne gemischte Gesellschaft“ sagte Klaus.

Mit einem Hurra drängten die jungen Leute durch die Mäde, ergriffen die Mädchen und riefen: „Muff! Muff!“

Was half's. Old-Marielen mußte die Töne noch viele anhören, aber der Kapellmeister feierte: denn der hatte Klein-Wiezing gepol und walzte mit ihr auf dem Nasen herum.

Klaus Langhorn ergriff Mudding Schlubse, und ob sie wollte oder nicht, sie mußte sich mitdrehen, und zuletzt sträubte sie sich an nicht mehr, sondern fand, daß dies ein sehr lustiger Tag sei.

„Schört“) mit Schört, dat is verkehrt“ sang Klaus dabei, „Wix“) mit Wix, dat is nich, aber Schört mit Wix, süb, dat gei fir!“

Es wurde Nacht. Die Musik verstummte, die Gäste gingen. Old-Marielen, ganz erfüllt von dem Gefühl ihrer Machtlosigkeit, ließ es geschehen, daß Klein-Wiezing und Martin noch lange Arm in Arm in den Gärten umher wandelten und immer wieder den freien We genossen, der durch die Heckenbüsche führte. Sie sprachen nicht viel; denn Marie hatte ganz damit zu tun, alle die unerwarteten Eindrücke dieses bunten Tages in sich zu verarbeiten, um Martin meinte, nun begänne es wieder zu fügen in den Bäumen und Büschen — wenn auch nicht so laut und stürmisch wie einst. Darauf horchte er.

\*

Am Nachbarhause ist bald ein fröhliches Leben geworden. Klein-Wiezing, die allezeit Measamen schenkt ihrem Mann Jahr für Jahr ein Kind. Er hält sich mitunter die Ohren zu. Sie lach und sagt: „Das ist meine Kapelle.“ Old-Marielen aber, die allerdings mit den Jahre

1) Klugein; 2) Bäume; 3) alte trockene Pfäulen.

1) Meisen; 2) Dornen; 3) bleibe; 4) trocke; 5) Liebe; 6) Dieb; 7) aufhören; 8) Zung; 9) Schürze; 10) Hofe.







Anarimander und Pythagoras entstammten der demokratischen Periode. Also erst nach Zurückdrängung des Adels, seiner Kriegs- und Ausbeutungspolitik konnte Ruhe und Raum für die Pflege und Entwicklung der Kultur geschaffen werden. Betrachten wir unser eigenes Land: Deutschlands Kulturblüte im Mittelalter setzte nicht zur Blütezeit des Adels und Rittertums ein, sondern mit der Entwicklung der Städte, die gerade im Adel ihre grimmigsten Gegner fanden. Die Galgen und Richtplätze der meisten Städte sind Zeugen, wie der Adel zur Zeit seiner Macht die Pflege der Kultur mißverstand. In den Städten vermischte sich eine zusammengeklärte Einwohnerschaft verschiedenster Volkselemente. Nach der Theorie der reinen Massen müßte nun hier eine vollständige Entartung vor sich gegangen sein; das Gegenteil trat ein: nach dem sich die anfänglich unharmonischen Elemente im Laufe einiger Jahrhunderte ausgeglichen hatten, ein Bürger- und Handwerkerland sich gebildet hatte, reifte eine bis dahin ungekannte Kultur, den Adel gänzlich beiseite lassend. Die femmumale Solidarität der Interessen brachte neue Bedürfnisse hervor, an deren Lösung alle Stände gemeinsam in friedlichem Wettbewerb arbeiteten; hier entstanden die Universitäten zur Pflege der Wissenschaft, hier nahm die Befreiung der Geister von römischen Dogmen ihren Anfang, von hier aus, nicht von Seiten des Adels, verbreitete sich die Kultur über das Land. Bekannt ist, daß die Söhne des Adels den Universitätsbesuch nicht allzu viel mit „unnötigem Wissensballast“ beizubehalten und lieber ihre Zeit an Fechten, Trinken, Spielen und Weiber verwenden. Luther, den wir nicht überschätzen, wird oft als germanischer Massenmensch in wirksamem Gegensatz zu den Römlingen hingestellt; schade, daß er so gar nicht die Merkmale der germanischen Rasse besaß. Er hatte einen Mundlopf, gedrängene Gestalt und dunkle Haare. Aber er stammte aus einer Gegend, Thüringen, wo seit Jahrhunderten starke Massennahrung zu Lande kam; das will mehr beweisen. Graf Gobineau und seine Jünger suchten sich mit dem Genie der unteren Volksklassen auf die Weise abzufinden, daß sie dessen Vorkommen als ein Erwachen schlummernden Adels erklären. Es ist die gleiche bequeme Art, welche seit Jahrhunderten zur Ergänzung wandeligen Adels durch bürgerliches Genie und bürgerlichen Reichtum benutzt wird.

Was ist nun von dieser Hypothese der Edelrassen zu halten? Das Gebiet der Rassenforschung ist in Anbetracht des hohen Alters der Menscheneristenz und der enormen Durchmischung der Völker, ferner des Dunkels, das sich über neun Zehntel der Menschheitsgeschichte ausbreitet, ein sehr schwieriges, kaum je mit Sicherheit zu erhellendes Wissenschaftsfeld. Fast mißverständlich ist die Zahl der Arten, wenngleich man, um die Uebersicht zu vereinfachen, die Menschheit in fünf Klassen teilt. Die Grenzen zwischen den einzelnen Massen sind völlig verwischt, die Unterschiede zwischen Völkern, die man derselben Klasse zuzählt, oft viel größer als zwischen Völkern verschiedener Massen. Das eine aber scheint festzustehen, daß es keine Massen überhaupt nicht gibt und nie gegeben hat. Es ist anzunehmen, daß die heutigen viele hundert Arten Menschen sich allmählich zu Massen entwickelt haben. Merkwürdig ist schon die Tatsache, daß die sogenannten fünf Massen sich, eine jede auf einen Erdteil, konzentriert haben. Neuere Forscher (Broca, de Vries, du Bois) sind der Meinung, daß der Mensch den Einflüssen des Landes, des Klimas, der Vegetation auch hinsichtlich der Veränderlichkeit seiner Massenmerkmale unterworfen ist, die Masse also überhaupt kein fester Begriff, sondern ein veränderliches Ergebnis der Umgebung sei. Ein gleiches ist im Pflanzen- und Tierleben beobachtet worden. Setzt man

eine Pflanze aus ihrem Mutterboden in einen gänzlich anders zusammengesetzten Boden, so verändert sie sich, und es bildet sich in Generationen eine neue, von der ursprünglichen mehr oder weniger stark abweichende Art. Ein ähnliches findet man auch bei Tieren (de Vries: Mutationslehre). So hat die Menschheit bei ihrer Verbreitung über den Erdball unter den bestimmenden Verhältnissen des Landes, der Erdteile, sich verändert, differenziert in Arten, in räumlich weiterem Sinne zu Massen entwickelt. Wir haben für diesen Vorgang ein Beispiel aus der Gegenwart. Amerika, erst seit 100 Jahren von Europäern besiedelt, wobei eine Vermischung mit Indianern wohl nur in verschwindend geringem Maße gewaltet hat, bildet deutlich seinen eigenen, einen amerikanischen Typus heraus, welcher sich scharf von dem seiner Stammvölker, der Spanier, Franzosen, Engländer, Deutschen usw. unterscheidet (Murray: The Geographical Distribution of Mammals). Schon in der zweiten Generation stellen sich Merkmale in der Gesicht- und Schädelbildung ein, die sich dem indianischen Typus nähern. (Thodds.) Der untere Teil des Gesichts wird nahezu viereckig, während bei den Abstammungen aus dem europäischen Norden die ovale, aus dem Süden die runde Gesichtsförmigkeit vorherrschend war. Minor konstatiert bei den Amerikanern verminderte Zethbildung, Desor eine Verlängerung des Halses; Bruner-Vey stellt eine Verminderung des Drüsensystems fest, die Haut trocken lederartig ein und verliere ihre warme Farbe; sie wird gelblich, bei den Frauen jadblau. Das Kopfhaar dunkelt stark und wird schlicht straff auch in Familien, die ehemals lockiges Haar aufwiesen. Die Augen treten tiefer in ihre Höhlen zurück, die Iris dunkelt, das Knochengerüst verlängert sich, besonders Arme und Hände. (Bekannt sei unter den französischen Handschuhfabriken, die für den Export nach Amerika arbeiten, daß die hüben üblichen Fingertlängen nicht ausreichen.) Die Stimme verliert ihren Wohlklang, selbst bei den Frauen; das erklärt die Tatsache, daß Amerika einen auffallenden Mangel an guten Sängern hat und europäische Sänger dort königliche Honorare einbehalten.

Uebrigens bietet nicht nur Amerika solche Beispiele der Artenumbildung. Auch in Paris und Umgebung bildet sich ein eigener Typus heraus, freilich mit Begleitererscheinungen der Degeneration; so sollen Pariser Familien bereits nach 5—8 Generationen aussterben, und nur der stete Zuzug vom Lande hält Paris im Wachstum. In der Großstadt verkümmert der kräftige Körper, die Gestalt wird kürzer, Langlebigkeit, Gesundheit und Zeugungskraft lassen nach, erhöhen sich jedoch wieder, sobald man sich dauernd auf dem Lande niederläßt. Virchow nahm an, daß der Einfluß der Umgebung sich auch auf die Erzeugung Blonder oder Brünetter erstreckt. Bruner behauptet, daß Europäer in Ägypten nach einiger Zeit dunklere Hautfarbe bekommen, wegegen bei in Europa lebenden Negern die Farbe ins gelbliche übergeht, soweit sie dem Sonnenlicht ausgesetzt ist (Langfave). In Abyssinien gehe die Farbe der Europäer ins bronzefarbige, in Syrien ins rötliche über. Waits (Anthropologie der Naturvölker) schrieb, die Hautfarbe sei das Resultat von Klima, atmosphärischer Feuchtigkeit, Wärme, Reichtum oder Armut an Wäldern und Nahrung, auch die Stärke, Brechung sowie der Aufprallwinkel der Sonnenstrahlen hätten großen Einfluß. Livingstone fand, daß feuchte Wärme die Farbe der Negern vertieft; Abadi konstatiert, daß die Abyssinier der Ebene eine blässere Farbe als die der Hochplateaus haben. Sogar die Nase ist der Umbildung unterworfen. Nach Lanture ist die Adfernase der Araber kein unveränderlicher Typus; in Afrika verbreitete sie sich

auch bei Araberstämmen, die sich nicht mit Negern vermischt.

Daß die Ernährung besonders die Körpergröße, das Wachstum, beeinflusst, ist zu bekannt, um noch bewiesen zu werden. Aber auch moralische Ursachen, z. B. die Freiheit, haben eine große Rückwirkung auf die körperliche Gestaltung der Individuen. Das erhebende Gefühl der Gleichberechtigung, der Menschenwürde, verbunden mit einer gesunden Pflege von Körper und Geist, mit öffentlicher Wohlfahrt, ist in hohem Maße geeignet, ein Volk auch körperlich zu verbessern. Ein Beispiel bietet die Geschichte der griechischen Republiken, deren hohe Kultur zugleich auch eine körperliche Schönheit erzielte, die uns heute noch als unerreichbares Ideal vorleuchtet. Nicht allein die weißen Massen zeigen dies; Morton behauptet das gleiche von den freien Negerstämmen, die sich durch schöneren, feintüftigeren Körperbau, feurigere Augen, edleres Maß in ihren Bewegungen sich vor den von Europäern und Arabern bedrückten Stämmen auszeichnen. Lewis, d'Erbiann, Tan verstärken diese Beobachtungen und sprechen den Negern, die sich innerhalb ihrer Stämme in höheren Stellungen befinden, einen an Europäer erinnernden Gesichtsausdruck zu, der sie dunkelfarbigen Juden ähnlich mache. Das gleiche beiläufigen Vuel und Hancock von den Negerstämmen Guineas: sie sollen auch der Denkfähigkeit dortiger Stämme hohe Achtung. Stanhope Smith findet bei den Negern, die dem Sklavenhandel obliegen, deutliche Merkmale europäischer Art; sie haben sogar das krause Wollhaar und den eigenartigen Negegeruch verloren. Ward bemerkte, daß die höhere Intelligenz bei Negerstämmen sich paarte mit dem Schwinden der dicken Lippen. Warren teilt mit, daß der Schädel der heutigen Negern in Amerika sehr stark anatomisch abweiche von dem der afrikanischen Mutterart; er näherte sich dem amerikanischen Typus.

Machen sich diese Einflüsse allein schon aus dem Einflusse des Landes (Erdeils) geltend, um so mehr wirkt dann noch die Massentrennung, welcher sämtliche Massen seit Urzeiten ausgesetzt waren. Es ist erwiesen, daß in vorgeschichtlicher Zeit die Negern auch Europa bewohnten. Die südlichen Völker Europas tragen unzweifelhaft Negerblood in ihren Adern. Die hereinbrechende Eiszeit mag später die Negern nach Süden zurückgedrängt haben, indessen sich unter dem Einflusse der veränderten klimatischen Verhältnisse die zurückgebliebenen Norden zu einer arktischen gelben Masse umbildete. Ein solcher Uebergang vom Schwarz ins Weiß kommt auch heute noch vor. Die weiße, kaukasische Masse bildet sich heute am reinsten am Kaukasus, wo die Bergvölker der Georgier, Osseten, Awarer, Tcherkessen usw. noch immer den Reford der Straft, Schönheit und Farbenfrische halten. Brunhuber weist aus den zirka 4000 Jahre alten indischen Viedersammlungen, den Vedem, nach an der Hand geographischer Vergleichen, daß die nach Indien eingewanderten Arier von den an den Kaukasus grenzenden Südländern des kaspischen Meeres durch Iran (Persien) gekommen sein müssen. Man wird daher nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Kaukasusgebiete die Wiege der weißen Masse sind, nicht im Sinne der Abstammung, sondern einer noch heute ununterbrochen wirkenden Massenbildung. Vom Kaukasus verbreitete sich dieser weiße Menschenschlag über das südliche Rußland nach Mazedonien — nachweislich sahen die Mazedonier zuvor südöstlich vom kaspischen Meer —, sowie nach Griechenland, über die baltischen Lande nach Skandinavien und Deutschland, Gallien usw. Ein jahrhundertelanger Aufenthalt in Skandinavien gab ihnen das blonde Flachhaar, das heute noch weißblond dort gedeiht; im nördlichen Germanien dunkelte es bei den späteren Einwanderern





Im Wartesaal. Nach einem Gemälde von J. Mattiegzek.



ins Goldblonde, bei Vermischung mit Stelken ins Rötliche über. Es mag sein, daß diese Wanderstämme, solange sie nicht festhaft waren, zum Teil strenge Stammesreinheit hielten und Kreuzungen verpönten; spätere dauernde Ansiedlung warf jedoch diese Sitten über den Haufen und die welschen Arten vermischten sich in Germanien ebenso mit den Stelken, wie in Indien die Arier mit Negern, trotz der strengen brahmanischen Stufeneinteilung und der Todesstrafe, die auf ungeschlechtliche Ehen mit Eingeborenen stand. Die Kriegertaste ließ sich ihren Drang nach freier Liebe nicht von den Priestern zügeln. Es gab Revolution; die Krieger, im Bewußtsein ihres Wertes, entthronten die Vorherrschaft der Priester samt ihrem einzigen Gott Brahma und erstanden einen liberaleren Gott, Vishnu. Um nun die Herrschaft über die breiten Massen, die Stalten der Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute, von deren Arbeit die Priester und Krieger ja lebten, nicht zu verlieren, schlossen die streitenden Parteien ein Kompromiß. Die Krieger mit ihrem Gott Vishnu wurden als gleichberechtigt anerkannt und die Vermischungen nahmen ihren Lauf, so daß Indien heute keine weiße eingeborene Masse, sondern lauter Mischrasen in den abgestuften Hautfarben aufweist. Aus Kreuzungen zwischen Negern und Mongolen sollen, immer unter Mitwirkung lokaler Einflüsse, die malayischen Arten entstanden sein; hinwiederum soll in den Japanern neben der Abstammung von Chinesen auch malayisches Blut vertreten sein. Die unter Mongolen hervorragende Kulturfreundlichkeit dieses Inselvolkes wird der außerordentlich vielseitigen Blutmischung zugeschrieben. Natürlich begünstigt andererseits Absonderung eines Stammes, sei es infolge insularer Lage oder feindseliger Nachbarschaft, die Herausbildung besonderer Arten, wirkt aber damit zugleich im allgemeinen der Kulturfähigkeit entgegen. Es dürfte wohl kaum eine Völkerschaft existieren haben, die in abgeschlossener Lage ganz aus sich selbst heraus zur Entwicklung einer nennenswerten Kultur gelangt ist. Wo dagegen Massen verschiedenster Art auf einem Boden nebeneinander wirken und die klimatischen Verhältnisse eine Reife geistiger Eigenschaften begünstigen, da sehen wir die Massen sich zu einer Kulturrasse verschmelzen. So in Nordamerika. Die Sklaveneinfuhr bevölkerte den neuen Erdteil mit einer bis dahin nicht vertretenen Masse. Wir haben hier Gelegenheit, die Wirkungen der Kreuzung und die Verwandlungsfähigkeit einer Ur rasse bei Ueberfiedlung auf anderen Boden zu beobachten. Im Jahre 1754 gab es nach Bancroft zirka 293 000 Neger in Amerika; um 1800 waren es bereits über 700 000, 1863 etwa 4 1/2 Millionen. Seit 1866 sind die Neger in den Vereinigten Staaten frei. Hat sich ihre Fortpflanzung auch größtenteils ohne Mischung vollzogen, so weiß man doch, daß die wahllose Sklaveneinfuhr die verschiedensten Völker Afrikas nach Amerika überfiedelt hat, und schon die Kreuzung dieser Arten untereinander war geeignet, einen neuen einheitlichen Negertypus hervorzubringen, der sich wesentlich von dem der heimischen Arten unterscheidet. Die Mischung mit Weißen

kann jedoch nicht ausgeschaltet werden. Die Geschlechtslust der Pflanzler verabscheute keineswegs die schwarze Hautfarbe schöner Sklavinnen, die sich in ihrer Gewalt befanden. Im Gegenteil erzielte weibliche Schönheit auf schwarzen Sklavemärkten ihre hohen Preise nicht in Wertschätzung der Arbeitskraft, sondern dank dem Stachel der Sinne. Die Natur segnete auch solche Mischlinge mit Nachkommen. Es entstanden in immer weiteren Kreuzungen Mulatten, Terzeronen, Quarteronen usw. Schon Quarteronen, das Produkt der 7. Kreuzung mit Weißen, sind kaum mehr von Weißen zu unterscheiden. Berühmt ist die wohlgefällige Gestalt dieser Mischlinge; besonders Mädchen erreichen eine Schönheit, die reinrassige weiße Ehen kaum erzielen können. Wenn trotzdem die amerikanische Gesellschaft, besonders der Südstaaten, die Farbigen und ihre entferntesten Nachkommen ächtet und ausschließt, so beruht dies auf dem Vorurteil der erst vor 40 Jahren aufgehobenen Sklaverei.

Einen bemerkenswerten Beschluß hat kürzlich ein amerikanischer Gewerkschaftskongreß gefaßt. Es sollen nun auch farbige Arbeiter in die Gewerkschaften als Mitglieder aufgenommen werden, was übrigens seitens einer Reihe Organisationsen schon seit Jahren geschah. Ein erfreulicher Beweis nach zwei Seiten hin: daß die Arbeiterschaft über den verheerenden Rassenstreit hinauswächst, und daß auch der Neger der modernen Arbeiterbewegung Verständnis entgegenzubringen beginnt. So war auch auf dem letzten Internationalen Sozialistenkongreß zu Stuttgart ein Neger aus Kalifornien als Delegierter anwesend.

Fragen wir uns nach allem, ob Züchtung oder Kreuzung der Menschentrassen die Kultur begünstigt, so kann die Antwort nur sein: reine Rassenzüchtung führt eher zur Entartung, zum Absterben; allein die Rassenkreuzung, mindestens in der heutigen Form der Kreuzung unter Mischlingen, bringt in den Menschen die notwendige Vielartigkeit der Anlagen zustande, auf denen sich eine Kultur aufbauen kann. Seit altersher beobachtet man dies an den großen Sammelpunkten des Welthandels und internationalen Verkehrs wie Ninive, Babylon, Athen, Rom, Alexandrien, Bagdad bis Paris, London, New York. Den gleichen Beweis liefern die Länder, in denen seit Jahrtausenden die Völkermischung vor sich ging, wie Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Italien usw., während hingegen in Ländern mit verhältnismäßig reiner Rassenzucht (Schottland, Norwegen, Island) trotz maritimer Lage die Kultur zurückblieb. Ganz unabhängig ist die Kultur von der Verbreitung der seitens der Rassenhistoriker so bevorzugten Langschädel-Menschen. Als „Langschädel“ befinden wir uns in Gesellschaft der Papuas, Hottentotten, Schanti-Neger, Ainos, Eskimos, Saronen und Botokuden, also von Arten, die den Langschädel ohne besondere Kulturmission geerbt hätten. Zudem geht auch in Deutschland die Zahl der Langschädel und der Blondon zurück, indessen sich die der Mundschädel und Brünetten vermehren und zugleich die Allgemeinbildung der breiten Volksmassen unwei-

selhaft sich hebt. Es wäre auch deshalb falsch, die Kultur gänzlich auf die Fähigkeiten einer einzigen Sorte Menschen zu basieren, weil selbst das Gehirn eines Kulturmenschen höchster Potenz eine Grenze der Ausnahmefähigkeit in Vererbungskraft kennt, die zu übersteigen in dem Genie und dem — Wahnsinn gelingt. Man weiß, daß geistige Größen selten gleichwertige Nachkommen haben. Spezielle einseitige Entwicklung der Geisteskräfte führt zur Verminderung der körperlichen Widerstandsfähigkeit und Fortpflanzungsfähigkeit; eine nur geistig arbeitende Masse würde wahrscheinlich in 200-300 Jahren aussterben, wie die Familien der Großstädte erlöschten. Und eine reingezüchtete blond Langschädel-Masse würde, selbst wenn wir von einseitiger Geistesarbeit absehen, wahrscheinlich bald ein Luxusprodukt ohne Nutzen für die Menschheit werden und ebenfalls in kürzere Zeit aussterben, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Blutsauffrischung durch Kreuzung herbeigeführt würde.

Sind damit die anthropologischen Stümpfe der Massenlinge von den Adelligen als sogenannte Edellariern gefallen, so stürzen auch die Folgerungen in sich zusammen, die eine Verhebung der Nationen, ein Verbrechen an der Menschheit darstellen. Denn auf nichts anderes geht das Vorurteil der bevorzugten Masse hinaus, als auf eine Verächtlichmachung der anderen Menschen, seien dies nun Franzosen, Juden, Tschchen, Finnen, Japaner, Neger; viele Millionen Menschen wurden bereits diesem wahnsinnigen Vorurteil geopfert, und immer noch gibt es Tausende, die sich Kulturmenschen nennen, trotzdem sie nach neuen Massenkämpfen schreien. Bald stoßen sie sich am „Erbfeind“, bald an der „gelben Gefahr“, an der „Verjudung“; neuerdings verweigern sie dem Neger die Anerkennung als Mensch. Immer findet der Egoismus, der die Beseitigung eines unbequemen Gegners oder Konkurrenten wünscht, den Weg zu dieser Massenlüge. Dann sucht man mit allen Schlagworten der Masse des Volkes, das man selbst für „tierisch-versumpftes Halbfinnentum“ erklärt, (Engelmann, Germanentum), einen Trieb zur Feindseligkeit zu suggerieren im Namen eines Ideals, das nicht existiert, und wenn es existierte, kein Ideal wäre, des Ideals der Masseneinheit! Um ein Nationalgefühl im Volke, das als Kampfmateriale nicht zu entbehren ist, herauszubilden, schlägt man das Menschlichkeitsgefühl tot. Das „patriotische Gefühl“ mag wohl im Interesse der Staatsraison liegen, hat aber naturwissenschaftlich keine Grundlage. Führt die Bejahung der Rassenreinheit zur Aristokratie, zur Mißachtung des Volkes, zum Kampf der Menschen gegen alle, nicht zuletzt zum Kampf der Aristokraten unter sich (dem wie gelassen zusehen könnten), so führt deren Verneinung logisch zur Anerkennung der Demokratie, die in jedem Menschen ein gleichberechtigtes Glied der großen Menschenfamilie erblickt, mag er seine Kräfte nun schon im Dienste der Kultur glänzend betätigt haben oder schlummernde Kräfte späteren Generationen vererben, welche sie der Reife und der Kulturbüte zuführen.

## Die Schuldige.

Novelle von Lisa Wenger.

**E**ilig durchlief die Wäscherin Marta Haas ein paar winkelige Gassen. Ihr Gesicht trug den Stempel harter Arbeit. Der dünne Scheitel und die schadhafte Zähne machten sie alt aussehend, trotzdem sie nur sechsunddreißig Jahre zählte.

Sie stieg in einem schmalen, engbrüstigen Haus die dunklen Treppen hinauf. Dort klopfte sie und eine knochige, saubergekleidete Frau öffnete. Neuchend trat Marta Haas ein.

„Du mußt morgen bei Meyentins statt meiner aushelfen,“ sagte sie, so bald sie wieder Atem genug hatte. „Ich muß meinen Buben, den Konrad, heimholen.“

„So ist's an dem?“ fragte ihre Freundin Lina gedehnt. „Da haben Deine guten Tage ein Ende. Aber trink erst eine Tasse Kaffee, und sitz.“ Sie holte die schwarze, glänzende Kaffeekanne aus der Ofenröhre, wo die Geschäftige das Abendbrot für ihren Mann bereit

hielt, und nahm eine große Tasse mit einem roten Herz darauf vom Brett herunter. Dann schenkte sie ein, bis der Kaffee in die Untertasse lief.

„So, so, der Konrad kommt heim!“ sagte sie dann und schüttelte lange den Kopf. „Biel anders wird er nicht geworden sein, trotz der Rettungsanstalt.“ Martas gutes Gesicht hatte sich verfinstert.

„Schimpf doch nicht schon über ihn, ehe er



wieder da ist," sagte sie zürnend. „Was nimmst Du mir die Freude? Er kann sich doch gebessert haben, dazu war er ja in Seriberg.“

„Ach was," sagte Lina wegworfend, „wie sollte ich der gebessert haben? Er war ja mit saurer Strolchen zusammengepflegt. Was der nie nicht wusste, lernte er von dem anderen.“

„Das ist nicht wahr," erwiderte nun die Mutter, die, solange sie sich heimmen konnte, ihren Vubem hatte verteidigen müssen. „Es ist schon mancher ein tüchtiger Mann geworden, der als Dieb und Lüggenichts nach Seriberg kam. Warum sollte gerade mein Konrad schlecht bleiben?" Lina hobrer zudte die Achseln.

„Du hast Deiner Lebtag nichts Böses an Deinem Zuderköndchen gefunden, hättest Du ihn befehlen geprügelt und ihn humpeln lassen für eine Schelmstreichs er wäre so brav geworden wie die meinen." Eine wohl beschriebene Freude und ein gebettener Stolz am ihre Zpröhlunge sprach aus ihren tüchtigen Mienen.

„Mein Gott!" rief die Marta. Wenn ich abends müde und abgepflegt beim Sam und mich auf das Mind treute, dann hätte ich er auch noch prügeln sollen. Du hast auf reden. Du hast Linsen Mann, der sie Dich verdient und Dir mit den Vubem geholt hat. Aber ich habe niemand. Der Konrad war ein Jahr alt, als mein Fritz starb. Von da an habe ich das Mind immer allein lassen müssen. Ich habe jetzt fünfzehn Jahre lang alle Tage bei fremden Leuten gewohnt. Da trieb sich der Konrad eben herum. Ich weiß es wohl, daß er verwilderte. Aber was hätte ich machen sollen? Er wollte doch essen. Und Kleider brauchen wir auch, und wohnen mußten wir auch. Wer hätte das alles bezahlen sollen?"

„Hättest Du Dich an den Pfarrer gewendet oder an die Armenpflege. Dazu sind sie da.“

„Ach war ja gesund. Und betteln möchte ich doch auch nicht gern. Wir waren fleißige Leute, der Fritz und ich, und wären vorwärts gekommen. Ich habe ihn in der Werkstatt geholt, und der Kleine lag neben uns auf den Hobelspanen und frahlte. Oh, es ging uns recht gut, dem Fritz und mir. Als er aber starb, da wurde es eben anders. Es war nicht alles bezahlt, weißt Du, und ich mußte unsere Habe bis auf das Nötigste verkaufen. Dann ging ich zum Waschen. Es ist lange her.“

„Na, ich weiß das alles," sagte Lina mit milderer Stimme. „Wo morgen holst Du den Konrad? Es ist ja möglich, daß er anders geworden ist. Gib ihn zu einem guten Meister in die Lehre. Er muß eine harte Hand über sich haben. Du bist zu gut. Dir zieht er die Haut über die Ohren. Und dann glaubst Du ihm alles. Der Konrad hat sich schon lange ins Käufchen gelacht, daß Du nie merktest, was alle anderen wußten. Du bist blind an dem Vubem." Sie war nun wieder ärgerlich geworden, schenkte aber doch eine zweite Tasse ein.

Langsam trank Marta. Sie war immer durstig, ihr Gewerbe brachte das mit sich. Aber jetzt schmeckte ihr das geliebte Getränk nicht. Das Herz wurde ihr schwer von Lina's Worten. Sie hatte sich auf den Vubem so geirent; nun mußte sie sich wieder entschuldigen.

„Er ist halt mein einziges Kind. Ich habe sonst niemand. Wen soll ich lieb haben als ihn?" Die Lina fuhr auf.

„Aber Du Gans Du, lieb haben kannst Du ihn soviel Du willst. Wer will Dir denn das verbieten? Aber anpassen sollst Du auf ihn. Mißtrauisch mußt Du sein. Nachfragen bei seinem Meister mußt Du, wie es mit ihm gebe, und ob er zufrieden mit ihm sei. Und mußt dann dem Meister glauben, nicht dem Vubem. Du bist auch schuld daran, wenn es schief geht mit ihm." Da röteten sich Martas Augen.

„Ach! Ich bin doch meiner Lebtag eine rechtschaffene Frau gewesen. Ich habe nie auch nur einen Faden weggenommen in den Häusern,

in denen ich diente. Wer kann mir etwas nachsagen? Ich habe dem Vubem gewiß kein schlechtes Beispiel gegeben.“

„Ach, so meine ich es nicht. Du bist ein guter J. pf. Marta, wahrhaftig, nur zu gut. Na, ich sag's noch einmal, zu gut bist Du gewesen gegen den Mangan. Einer wie der Deine hätte eine Mutter haben sollen mit einem losem Soudaent; da eine hinter die Ohren und dort ein. Und zur Arbeit hättest Du ihn anhalten sollen, die tat ihm not und nicht die guten Vubem, die Du ihm aus den reichen Sämen mitbrodest. Aber da hieß es: Konradeli! Konradeli! Die Wächlerin drehte ihre Tasse hin und her. Ein verstedtes Schlußwort ließ sie das Weinen halt sie langat verlernt. Aber die Lina ließ sich nicht ruben.

„Und dann warst Du den ganzen Tag nicht dabei," fuhr sie halb scheltend, halb mitleidig fort, „und der Vube wackelte auf der Straße herum, und wenn man ihn zu einer Arbeit anhalten wollte, so ludte er einen aus. Ein böses Frischchen war er aber. Aber was solltest Du machen?"

„Na, was sollte ich machen? Marta verfaul in Nachdenken. Die große Stan neben ihr rannte das Gehirn weg und ting es hinan.

„Was sollte ich machen?" dachte die Marta. „Gestern Morgen habe ich doch mein Vublein ermahnt in die Schule zu gehen und gut zu lernen. Und er lief trotzdem hinter die Schule und ließ mich reden. Und die vielen Strafen, die ich zahlen mußte, und die Vermahnungen und Vorwürfe, die ich einstecken mußte. Aber was sollte ich machen? Ich war den ganzen Tag fort." Sie hörte draußen die Mobervuben lärmern und lachen. Das tat ihr weh. Wenn sie hätte dabei sein können wie andere Mütter, so wäre es mit dem Konrad auch nicht so schlimm geworden.

Damals nahm man ihr den Vubem weg. Sie hatte gebeten und gefleht, man möchte ihn ihr doch lassen, aber es hatte nichts genützt.

Es geschehe zu seinem Besten, hatte der Pfarrer gesagt, und sie wollte doch nicht, daß er ein Lump werde, oder schlimmeres?

Nein, das wollte die Marta nicht, und so ließ sie das Mind ziehen.

Es war eine bittere Stunde für Marta, als man ihr das Mind nahm. Wenn sie des Abends heimkam, blieb alles still, alles leer. Im Sommer brütete ein dumpfe Hitze in ihrer verschlossenen Stube, und im Winter packte die Kälte sie im Rücken. Der Konrad hatte doch immer ein Feuer bereit gehalten.

Und dann die langen Abende. Das Lämpchen brannte nicht hell und die Ecken blieben dunkel. Sie fürchtete sich fast. Für wen schiedete sie sich eigentlich? Das letzte Nestlein Freude war weg.

Sie und da kam ein Brief von Konrad, aber es stand nichts darin, das ihn mit der Mutter verbunden hätte. Auch die Vorsteherin der Anstalt schrieb. Sie schilderte den Pflegsling als einen unverbesserlichen Lügner und Faulenzer. Es sei unmöglich, ihn an einer Arbeit zu halten.

In der Küche hantierte die Lina herum, und Marta fuhr aus ihrem Sinne auf und senkte. Sie sah schwer auf ihrem Stuhl, mochte nicht aufstehen und hatte doch dabei noch so vieles zu ordnen.

Das hatte die Lina auch immer gesagt: „Wie konntest Du nur zu so einem Lüggenichts?"

Aber wie hätte sie den Konrad hüten sollen? Aus dem Knabenbort lief er fort, aus der Schule lief er fort, die Stinderlehre schwänzte er, was sollte sie machen?

Und was für ein fleißiger Mann war doch der Fritz gewesen! Gut, daß er tot war, der Konrad wäre ja ein Nagel zu seinem Sarge geworden. Aber wenn er gelebt hätte, dann wäre der Vub jetzt ein ganz anderer, ein ganz, ganz

anderer! Der Vater hätte Straft genug gehabt, ihn zu bändigen. Aber sie war zu schwach dazu. Sie war abends rechtschaffen müde. Und wenn sie kamen und über den Konrad schimpften, tat es ihr so weh. Marta senkte wieder aus Herzensarund.

Ja, ja, sie war auch schuld daran, sie wußte es wohl. Sie hätte ihn mehr prügeln sollen, die Lina hat's recht. Marta wachte ihre brennen von Vider aneinander.

Was für ein betzige, Pöbchen war der Konrad gewesen. Soudaent halt er gehabt, wie Lina so sein. Und große Mann Stunderamen hatte er gehabt. Aber als er alter wurde, verarmte sich das Silber auf dem seinen Stein in ein schmutziges Grün und die Mauer von Lina ihre tolle Farbe.

Er konnte den Vubem recht wohl in die Augen sehen, der Konrad. Immer sah er nach auf ihn, vorher so schön auf den Boden. Mit bei der Mutter vertraute er sich ihr hoch in die Augen zu sehen, auch wenn er gelogen hatte. Und die Marta dachte das, er die Wahrheit sage, sonst hätte er ihn nicht so in die Augen sehen.

Und traute sie, Konrad, bist Du auch brav gewesen, während ich fort war? so rühte er nicht erria, dann verdronen, später gar nicht mehr. Lina kam herein mit einem Stroh petrodeter Wände und Marta sah auf. So so sie mußte heim. „Gott, Lina, Du läst die Weventin nicht im Stich, sie würde nun zornen. Und ich danke Dir für den Staffee. Und hier, Lina, darf der Konrad die und da zu Deinen Vubem kommen, etwa am Sonntag, wenn Dein Mann daheim ist und ihn auf die Straße sehen kann? Oder abends, wenn ich erst mit heimkomme? Es wäre mir ein solcher Stroh vom Herzen, wenn er an einem rechten Ort sein dürfte.“

„Se, warum nicht," sagte Lina gedehnt und sah zum Fenster hinaus. „Wenn er anders geworden ist, warum nicht? Aber Du wirst wissen, daß ein fauler Apfel viele verdirbt, und ich möchte meine Vubem nicht gerne anfaulen lassen.“

„Wenn der Konrad einen Vater gehabt hätte, wie die Deinen einen haben, der arme Vub," sagte Marta demütig. „er wäre auch anders geworden." Sie stand auf und gab ihrer Freundin die Hand.

„Hättest noch einmal betreten sollen," meinte die gleichmütig.

„Se ja, wenn man alles voraus wußte. Und dann habe ich meinen halt lieb gehabt. Lieb wohl, Lina.“

„Lieb wohl, Marta, gib auch mal Nachricht, wie es geht." Marta nickte und ging schnell die Treppe hinunter.

Bis um Mitternacht schlief sie in ihrer Stube herum, legte räumte auf und buk neben bei einen Staffeeuchen. Der Konrad sollte merken daß sie sich auf ihn getrent hatte.

„Hast Du der Marta ihren Konrad schon gesehen?" fragte die alte Meiern. Sie war Wächlerin wie die Haas, hielt ihre Stube in tadelloser Ordnung, pflegte ein paar Geraniestöcke vor ihrem Fenster und hätte gemeint, der Tag sei verloren, an dem sie nicht zum Schluß ein Gläschen Schnaps zu sich genommen.

Sie stand frühmorgens mit ihrer Zimmernachbarin am Brunnen, die Ellenbogen in die Hüften gestützt, wartend, daß sich ihr Zuber fülle. „Nein," sagte die große Rosa, ein Frauenzimmer mit dicken, roten Köpfen, wegworfend. „Es eilt mir nicht. Ich werde den Lüggenichts früh genug zu sehen bekommen." Sie blinzelte mit ihren wimperlosen Augen. „Der sieht nicht aus, als ob er sich gebessert hätte. So ein freches Gesicht, wie der eines hat, habe ich noch nicht bald gesehen." Die alte Meiern nickte.

„Die Marta ist dumm genug, und füttert den Vubem weiter," sagte sie achselzuckend. „Dem wollte ich, wenn ich seine Mutter wäre! Aber sie hat ja nie auf einem gehört." (Schluß folgt.)



Frieden.

Der Tag hängt helk: ein grolles Schimmern hüllt Salm und Reis. Die Welken stimmern . . .

Bestäubt steht Dorn und Busch am Wege. Mohn brennt im Korn; das reist schon träge.

Selb vor mir steigt ein Feld Lupinen; und drüber geigt Gesumm von Bienen.

Süß webt ein Sauch — Und leise . . . leise . . . wölkt fern ein Rauch die blauen Kreise . . .

Wölft überm Dach, tiefbraun. —

Im milden Herz wird es wach: hier wohnt der Frieden. —

Ludwig Lassen.

Im Wartesaal. Spät abends mit einem der letztenzüge sind sie angekommen. Nun müssen sie stundenlang warten, denn der erste Zug, der sie weiterbefördern kann, geht erst mit Morgengrauen ab. Stellte man sich zuerst auch die Wartezeit nicht allzu langweilig vor, jede neue Viertelstunde dehnte sie länger und länger. Schwül hing draußen die Nacht, und die gelben Gaslampen des Wartesaales flackerten gar allzu einschläfernd. Da wurden nicht nur die Kinder müde und ungemütlich. Auch über die Erwachsenen kam's. Hier und da machte einer ein Nickerchen. Nur dort, wo eine Gruppe so recht ins Klatschen gekommen war, da konnte der Sandmann keine Geschäfte machen.

Ein Wartesaal für die Reisenden der niedrigsten Wagenklasse ist es. Amelent-Typen, die ihre paar Hobelarbeiten in einem dürftigen Stübchen und Bänke seines Bildes gefest. Eine große Müdigkeit gähnt verhaselt durch den unwirtlichen Raum. Grau und fröhlich kommt ein eriter Frühling durch die großen Vogenfenster, die auf die Bahnhofsallee hinaussehen. Dort sind bereits die Züge eingefahren, die die Wartenden bei anbrechendem Tage nach den verschiedensten Himmelsrichtungen weiterbefördern werden.

Ein Freigeiprochener aus den Septembertagen von 1792. Wie um die ganze Geschichte der französischen Revolution, so hat sich auch um die sogenannte Septembertage von 1792 ein franz reaktionärer Völkchen gesponnen. Man hat für diese blutigen Vorgänge revolutionäre Persönlichkeiten verantwortlich gemacht, die gar nichts mit dem Ausbruch der Volkswut zu tun hatten. Man hat ferner die Zahl der Verurteilten ungeheuerlich übertrieben, von 120000 Opfern der Septembertage gefabelt, während es in Wirklichkeit etwa 1000 waren. Um zu der lächerlichsten Besäfferung zu gelangen, bediente man sich des weiteren Schwunders, daß nicht nur verhaftete Aristokraten, unbedingte Priester und Schweizer getötet worden seien, sondern auch große Mengen von gewöhnlichen Gefangenen, ja sogar Arzimmern. Von alledem ist kein Wort wahr. Vielmehr bedienten sich die Volksrichter in den Gefängnissen sorgfältig aufgeschickter Listen, um zu verhindern, daß auch gewöhnliche Gefangene außer den arretierten „Verdächtigen“ vorgeführt wurden. Auch diese aber sind nicht etwa ohne Unterschied niedergemacht worden, sondern wurden zuvor von den Comannern der Volksrichter vernommen, und das Endergebnis war durchaus nicht in allen Fällen eine Verurteilung. Mehrere Freigeiprochene haben hernach sogar selber ihre Erschüsse vor dem Lynchgericht niedergeschrieben und den Bericht veröffentlicht. Wohl die interessanteste unter diesen Erzählungen ist die von Jourgniac de Saint-Méard. Jourgniac war als verdächtig inhaftiert worden, weil man glaubte, daß er an der berüchtigten reaktionären „Hof- und Stadtzeitung“ mitgearbeitet habe. Er sah am Eröffnungstage der Massakres, Sonntag, den 2. September 1792, im Arztegefängnis, wo das Lynchgericht unter dem Vor-

sitz des vom Kranz zug nach Versailles bekannten Maillard sagte. In Todesangst verbrachte er, während öfter Gefangene abgeholt wurden und nicht wiederkamen, die Zeit bis Dienstag, den 4. September, früh 1 Uhr. Da sollte er selber vorgeführt werden. Einer der Leute, die dazu erschienen, erwärmte sich für Jourgniac, weil er ihn an seinem provençalischen Dialekt als Landsmann erkannte, und sprach ihm Mut zu: er solle nicht zittern und gute Antworten geben; „wenn du kein Vertreter bist, so wird der Präsident die Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er ist kein Dummkopf“. Und so erschien Jourgniac vor dem Volksgericht: „Mein Schein zweier Nadeln gewahrte ich jetzt das schreckliche Tribunal, von dem mein Leben oder mein Tod abhing. Der Präsident, in grauem Mante, einen Säbel an seiner Seite, lehnte sich stehend gegen einen Tisch, worauf Papiere, ein Tintenfaß, Tabakpfeifen und Flaschen waren. Etwa 10 Personen saßen oder standen umher, zwei davon in Jacken und Schürzen, andere lagen schlafend auf Bänken ausgebreitet. Zwei Männer in blutigen Hemden bewachten die Türe des Raumes, ein alter Gefangenewärter hatte seine Hand am Schloß. Dem Präsidenten gegenüber hielten drei Männer einen Gefangenen von etwa 60 Jahren. Mich stellten sie in eine Ecke, meine Wächter kreuzten ihre Säbelspitzen vor meiner Brust . . .“ Jourgniac hatte dann zunächst das Schlußstadium des Verfahrens gegen seinen Vorgänger anzusehen, der schuldig befunden, durch die Türe ins Freie hinausgetrieben und hier niedergemacht wurde. Dieses Opfer war übrigens durchaus kein unschuldsvoller Engel, sondern kein anderer als der Marschall Maille, der am 10. August die Besetzung der Tuilerien befohlen hatte. Der Präsident ruft: „Einen anderen,“ und Jourgniac wird vorgeführt; zwei Mann halten ihn an den Händen, einer am Stragen. „Ihr Name, Ihr Beruf?“ sagt der Präsident, und einer der Geschworenen fügt hinzu: „Die kleinste Lüge richtet Sie zugrunde.“ worauf Jourgniac seine Personalien angibt und bemerkt, daß er im Bewußtsein seiner Unschuld nicht lügen werde. Es entwickelt sich nun zunächst eine Auseinandersetzung über den Verdacht, daß Jourgniac die „Hof- und Stadtzeitung“ herausgegeben habe. Seine Widerlegung scheint Anklang zu finden. „Aber bei alledem,“ sagt einer der Richter, „gibt's keinen Rauch ohne Feuer, sagen Sie uns, warum man Sie denn dessen beschuldigt.“ Jourgniac läßt sich darüber aus und bemerkt u. a.: „Ja, man beschuldigt mich sogar der Werbung für die Emigranten.“ Um das allgemeine Murren bei diesen Worten zu beschwichtigen, ruft Jourgniac: „E, meine Herren, meine Herren, ich habe jetzt das Wort; ich bitte den Herrn Präsidenten, mir das Wort zu lassen: nie hatte ich es so nötig.“ „Sehr wahr! Sehr wahr!“ saßen die Richter lachend und ließen ihn weitermachen. Er legte zu seiner Verteidigung schriftliche Zeugnisse vor. Während diese geprüft wurden, erschien ein Silberweigerer vor Gericht, um summarisch abgeurteilt, hinausgeführt und massakriert zu werden. Nach diesem Intermezzo wird Jourgniac wieder vorgekommen. „Sie sagen uns beständig, daß Sie nicht dies, nicht jenes sind; was sind Sie denn?“ rief einer der Vorüber ungeduldig. „Ach war ein offener Mohallit.“ Das darüber ausbrechende Murren wurde durch einen der Richter mit den Worten gestillt: „Wir sind nicht hier, um über Meinungen zu richten, sondern über das Resultat derselben,“ d. h. über konterrevolutionäre Handlungen. Und Jourgniac fährt mit der Erklärung fort, daß er seit dem 10. August nicht mehr Mohallit sei. Er habe niemals an Verschwörungen teilgenommen und zur Zeit der Militärrevolte in Nancy, als das Mißtrauen der Soldaten gegen die übrigen Offiziere den höchsten Grad erreicht hatte, in solchem Ansehen bei ihnen gestanden, daß sie ihn zum Kommandanten wählten, um sie nach Lunéville zu führen und General Malsjeune gefangen zu nehmen. Dies konnte durch einen anwesenden Zeugen bekräftigt werden. Und nun nahm der Präsident den Hut ab und sagte: „Ach finde nichts Verdächtiges an diesem Mann, ich bin dafür, ihm die Freiheit zu schenken. Ist dies euer Beschluß?“ Worauf alle Weisker antworteten: „Ja, ja, das ist recht!“ Hochrufe erhoben sich drinnen und draußen, als Jourgniac von drei Mann sicher hinausgeführt und nach der Wohnung eines Freundes eskortiert wird. Hier angelangt, will er seinen Beschütern Geld geben. Sie weisen es aber zurück und wollen ihn bloß umarmen.

Ein Bogenlampen-Kontrollinstrument. Es bereitet uns noch heute ein stilles Vergnügen, sobald wir mit elektrischem Licht umgehen, dessen Schein von selbst aufglänzen zu sehen, nachdem wir auf einen Knopf gedrückt oder einen Griff herumgedreht haben; es ist einer der Hauptvorteile des elektrischen Lichtes, der in der Zeit der ersten Einführung elektrischer

Lampen die lebhafteste Bewunderung aller Beschauer hervorrief. Heute ist uns die Erscheinung vertraut geworden; wir wissen, sie beruht auf dem Verhalten des elektrischen Stromes, sich sofort über die ganze Länge eines Leitungsdrahtes zu verbreiten, wenn wir ihn nur an einem einzigen Punkt Gelegenheit zum Einstießen in die Drahtbahn geben. Mit Ausgang drücken wir den Knopf, und am Ende des längsten Korridors erstrahlt im gleichen Augenblicke die vom Strom längst erreichte Lampe. Diese Idee der Zuleitung elektrischer Lampen, mit der unendlich anderen künstlichen Lichtquellen nicht in Wettbewerb treten können, erlaubt es ja, viele Lampen von einem Zentralknoten aus einzuschalten, ohne daß wir sie dazu aufzusuchen brauchen, sie meist überhaupt nicht sieht. Gewiß kann da leicht der Fall eintreten, daß man glaubt sämtliche Leitungsleiter mit Strom versorgt, und trotzdem breudert eine oder andere nicht. Das geschieht zeitweilig bei Vogenlampen, deren Licht bekanntlich durch die Glut eines kleinen elektrischen Klammens zwischen zwei Kohlenstäben hervorgerufen wird. Dies sind damit fortwährender Abnutzung unterworfen, und müssen durch ein elektromechanisches Vorwerk automatisch in die richtige Stellung reguliert werden. Argendein Zufall verhindert eine Funktion des Apparates. Die Vogenlampe leuchtet nicht oder doch sehr schwach, und man würde es so ohne weiteres an dem Einschaltungsort nicht einmal bemerken. Neben diesem Fehler soll eine neuere, einfachere und praktischere Erfindung hinweghelfen: eine patentierte Kontrollvorrichtung für den Betrieb elektrischer Vogenlampen. Ein Gegenstand vom Beschaffen des Stromes, seine Wirksamkeit im Augenblick von einem beliebigen Punkt seiner Bahn aus in der ganzen Strecke geltend zu machen, äußert er auch umgekehrt bei seinem Verschwinden oder Veränderungen seiner Intensität. Darauf basiert das Kontrollinstrument, das in der Hauptsache aus einer in einer besonderen Aematur gefassten Kohlenfadenglimmlampe besteht. Sie vermag mit wenigen Volt bereits zu brennen. Es genügt darum, von dem Strom eine Vogenlampenleitung nur ein wenig über die Lampe zu leiten. Soll die Einrichtung sicher funktionieren, ist es aber nötig, die Drähte der Kontrolllampe in ganz bestimmter Weise von denen der Vogenlampe abzuzweigen. In jede Vogenlampenleitung fügt man einen „Widerstand“ ein: eine Rolle schlecht leitenden Metalldrahtes, der vor dem Zünden des Lichtbogens Kurzschluß verhindert, während des Betriebes jedoch unruhig Strom verzehrt. Legt man nun den einen Draht der Kontrolllampe an den Anfang, den anderen an das Ende des Widerstandes, so fließt ein Teil der sonst nutzlos verbrauchten Energie über den Kohlenfaden, dieser glüht hell. Das kann aber nur der Fall sein, wenn die gesamte Leitung wirklich Strom führt, die Vogenlampe also richtig arbeitet. Sowie diese ausbleibt, verschwindet der Strom im Leitungskreis überall, auch an der Kontrolllampe, diese bleibt dunkel. Flackert dann eine Vogenlampe, so daß sich die Stromstärke fortwährend ändert, so schwankt ebenfalls das Licht der Kontrolllampe. Die Einrichtung ist dort äußere zweckmäßig, wo sehr viele Vogenlampen benutzt werden: an Bahnhöfen, Geschäftshäusern usw., wo man unnötig sämtliche im Auge behalten kann. Die Kontrolllampen aller Stromkreise ordnet man in markierten Reihen in einer Zentralschleife an, bei der Schalttafel, und dort überzeugt sich der Wärter mit einem Blick vom guten, unruhigen Licht oder dem Nichtleuchten der entfernten Vogenlampe.

Ueber den Geschichtsunterricht in der Schule finden wir in Wilhelm Liebknechts Schrift „Robert Blum“ die folgende kennzeichnende Stelle: „In keinem Lande der Welt ist der Geschichtsunterricht so rücksichtslos in den Dienst der herrschenden Gewalten gepreßt worden wie in Deutschland. Und es heißt nicht zuviel behaupten, wenn ich sage, daß es in ganz Deutschland keine einzige Schule gibt, die sogenannten Hochschulen mit einbegriffen, auf denen es am allerärgersten getrieben wird —, die ihren Schülern und Studenten auch nur annähernd die Wahrheit über die neuere und neueste Geschichte zugänglich macht. Und nächst der Geschichte der französischen Revolution ist die Geschichte der 18er Bewegung bei dieser historischen Falschmünzerei und Wahrheitshinterziehung am schlechtesten weggenommen. Doppelt notwendig ist es darum, der Wahrheit wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.“

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

\* Aus „Lebensmittage“, Gedichte von Ludwig Lassen. Berlin, Joh. Sassenbach. Preis 50 Pf.